

Dr. phil. Dipl. Psych. Hans-Peter Brenner
Stellv. Vorsitzender der DKP von 2013-2020
Bonn

19. Mai 2024

Vom Klosterschüler, „antiautoritären 68er“ und Maoisten zum Kommunisten

Vorbemerkung: Allzu „private“ Rückschau??

Die Initiatoren des Projekts zur Aufarbeitung der Hamburger Studentenbewegung baten mich um einen Beitrag, der im Mittelpunkt die Thematik des persönlichen Werdegangs vom „antiautoritären 68er“ zum „orthodoxen Kommunisten“ behandeln möge. Ich hatte und habe mit dieser Etikettierung ein **dreifaches** Problem-

Ob ich ein typischer oder atypischer „antiautoritärer 68er“ war, das vermag ich gar nicht zu beurteilen.

Ich weiß noch nicht einmal ob ich überhaupt ein „Antiautoritärer“ war und ob das Etikett und das Bild vom „Alt-68er“ auf mich überhaupt zutreffen.

„Orthodox“ soll ja wohl eine Negativtribuierung von grundsätzlich abwertender Art suggerieren. In meinen Augen soll das einen grundlegenden „linken“ politischen „Konservatismus“ und einen unverbesserlichen Hang zum „Traditionalismus“ im Denken und evtl. auch in der individuellen Lebensführung charakterisieren. Ich bin jetzt 77 Jahre alt und stolz darauf seit 52 Jahren im Sinne des revolutionären Marxismus und Leninismus organisiert zu sein. Das verbindet mich mit Generationen von international bekannten und noch viel mehr unbekanntem kommunistischen Revolutionären weltweit. Ich habe in über 52 Jahren Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei so viel „Unorthodoxes“, Unerwartetes und Ungeplantes und so viele spannende und ungewöhnliche Lebensläufe und Biographien von alten wie von jungen Kommunistinnen und Kommunisten erlebt, dass ich über dieses Etikett nur müde lächeln kann.

Ich verarbeite und ergänze für diesen Beitrag zwei bereits vor längerer Zeit publizierte Texte:

¹ Aber es gibt auch bisher nicht Aufgeschriebenes.

Vorgeschichte: Herkunft, Kindheit und frühe Jugend

¹ Vergl. dazu: H.-P. Brenner: Robert Steigerwald und die Auseinandersetzung um die antimonopolistische Strategie der DKP. In Willi Gerns et. al. (Hg): Philosophie und Politik. Festschrift für Robert Steigerwald. , Essen 2005, S: 330-348 und

H.-P. Brenner: Welchen Marx hätten sie denn gerne. Von antiautoritären Studierenden und dem Aufbruch der Lehrlinge. In L. Kreymann / P. Rodermund (Hg): Eine Welt zu gewinnen. Marx, der Kapitalismus von heute und was wir tun können. Köln 2018, S. 200 -214

Meine Mutter (Jahrgang 1907) wuchs auf in und im Umfeld von Stettin (das heutige polnische Szczecin) und stammte aus einer Postbeamtenfamilie. Ihr Vater war ein Briefträger – angeblich mit Vorfahren aus Andalusien. Die Vorfahren ihrer Mutter waren einfache Leute ; sie waren Landarbeiter, Kutscher oder Köchin auf Pommerschen Landgütern. Ich weiß sehr wenig darüber und habe meine Großmutter auch nur einmal in meinem Leben mit ca. 12 Jahren gesehen. Da saß sie aber nach einem Schlaganfall bereits in einem Rollstuhl. Offenbar hatte sie als junge Frau nach etwas „Besserem“ gestrebt; sie ließ sich bald von ihm ersten Mann scheiden und ehelichte stattdessen einen anderen, jedoch deutlich höher eingestuften Postbeamten. Die Familie war monarchistisch eingestellt und hielt auf „Etikette“ und einen „guten Ruf“.

Meine Mutter erhielt das Privileg einer für damalige Zeiten höheren Bildung. Nach dem Besuch eines Lyzeums und nach einer Ausbildung am Stettiner Konservatorium war sie Klavier- und Gesangslehrerin geworden. Singen und Klavierspielen mit der Aussicht auf eine „bessere Partie“, so sollte eigentlich ihr Leben nach den Vorstellungen ihrer Familie ablaufen. Doch es kam anders. Unaufgeklärt wie sie war, bekam sie 1934 ein uneheliches Kind von einer Zufallsbekanntschaft, ohne zu wissen, wie das geschehen konnte und wurde von ihrer auf „Ehrbarkeit“ bedachten Familie zunächst verstoßen.

In ihrer Not als werdende Mutter fand sie bei einer Freundin und Kommilitonin aus dem Konservatorium eine Unterkunft. Über welche Zufälle sie schließlich dann die Bekanntschaft mit ihrem späteren 1. Ehemann machte, der ihren Erstgeborenen adoptierte und bald danach Vater einer gemeinsamen Tochter wurde, weiß ich nicht. Mir ist nur bekannt, dass er (Ironie des Schicksals !) auch „nur“ ein einfacher Postarbeiter war, der nicht die Zustimmung ihrer Mutter fand. Sie betrachtete diesen Schwiegersohn als „nicht standesgemäß“. Er war zudem aktives SA- Mitglied; wäre er in der SS oder ein höherer NSDAP Funktionäre gewesen, hätte sie diese Ehe vielleicht begrüßt. So lief es offenbar gegenüber einem anderen Schwiegersohn, dem Mann ihrer nächstgeborenen Tochter, ab..

Meine Mutter musste nach den Erzählungen meiner 1937 geborenen Schwester oft auf „Kameradschaftsabenden“ ihres Mannes musizieren und SA- und Soldatenlieder zum besten geben. Er galt jedoch schon recht früh nach Kriegsbeginn als Soldat „verschollen“. De facto wurde meine Mutter nun eine Alleinerziehende.

Sohn eines Nazi-Verbrechers??

Sie lernte aber noch in Stettin einen anderen Soldat, meinen späteren Vater, kennen. Genaueres dazu weiß ich nicht. Darüber wurde nie in der Familie geredet. Er stammte nicht aus Pommern sondern , wie ich vor einigen Jahren recherchierte, aus einer Tagelöhner-Dynastie aus der Region Worms, die mindestens bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Er war ursprünglich ein gelernter Schmied. Auch er war deshalb zwangsläufig in den Augen der Familie meiner Mutter eine nicht „standesgemäße“ Wahl.

Dabei machte er in seiner damaligen Ausgehuniform als höherer Feldwebel-Dienstgrad durchaus eine „bella figura.“ Seine Physis war entsprechend seiner Herkunft ausgeprägt: mittelgroß; untersetzt und sehr stark. Als junger Mann vom Jahrgang 1895 hatte er bereits als Soldat im 1. Weltkrieg mit Schwerpunkt an der Westfront gedient. Offenbar war er direkt 1939 erneut Soldat geworden. (Vermutlich Haupt- oder Stabsfeldwebel, weil er einen eigenen Adjutanten hatte.) Er verbrachte also fast 10 Jahre seines Lebens als Soldat im Krieg. Ich vermute, dass ihn diese Jahre sehr verroht haben. Soweit ich es beurteilen kann,

war er von Beginn an am Angriff auf Polen und dann auch auf die UdSSR beteiligt gewesen. Das belegen Fotos, die ich nach seinem Tode bei ihm fand.

Im August 1941 war er in der Westukraine wahrscheinlich an massenhaften Judenmassakern beteiligt. Ich fand nämlich ein Foto in seinem Nachlass, auf dem er im August 1941 auf dem Flugblatt in Berditschew dem damaligen Befehlshaber der deutschen Luftstreitkräfte, die Polen bombardiert hatten, salutierte. Auf diesem Flugplatz waren aber laut Wikipedia nur wenige Tage zuvor an die 20.000 ukrainische Juden massakriert worden. Welche Rolle mein Vater dabei gespielt hatte, kann ich nur erahnen. Er muss aber doch eine führende Funktion an dem Flughafen, dem Ort der Massenmorde, gespielt haben. Denn sonst hätte er dem Luftwaffengeneral nicht begrüßt und salutiert.

Auf jeden Fall war das spätere innerfamiliäre Gerede, dass er im Krieg nur ein „einfacher Küchenbulle“ gewesen sei, völliger Nonsens. Er muss auch noch 1945 ein überzeugter Hitler-Anhänger gewesen sein. Denn als Kind habe ich meinen Vater nicht nur in seinem Wutanfällen und Brutalitäten erlebt und zu fürchten gelernt. Ich habe ihn so oft heimlich zusammen mit anderen Männern abends das „Lied der SA“, das Horst-Wessel-Lied, singen gehört, dass ich mit vier-fünf Jahren den kompletten Text auswendig kannte.

Not im Nachkriegselend

Angesichts der heranrückenden Roten Armee schloss sich meine Mutter mit ihren beiden, sieben und elf Jahre alten Kinder gegen Kriegsende einem Flüchtlingstreck aus Pommern an. Über Stralsund und den Großraum Hamburg verschlug es sie in die Gegend von Delmenhorst. Zuerst war sie mit den Kindern auf einen Bauernhof untergebracht, aber bald darauf wurde ihr zusammen mit zwei anderen Flüchtlingsfamilien das damalige Provinznest Delmenhorst zugewiesen. Dank ihres Berufs schaffte sie es, dort in den ersten Monaten nach der Flucht durch Klavierspiel und Singen von Schlagern, Operetten- und Soldatenliedern abends in einer Kneipe sich und ihre Kinder finanziell irgendwie über Wasser zu halten. Mein älterer Bruder erzählte später ab und an, dass er bis spätabends auf der Kegelbahn die Kegel wieder aufstellen musste und dadurch etwas Geld dazuverdienen konnte und dass sie dann alle in einem Verschlag neben der Kegelbahn schliefen.

Wie meine Eltern in der unübersichtlichen und chaotischen Zeit von 1945/1946 überhaupt Kontakt halten konnten und wie mein Vater dann zu meiner Mutter und meinen zwei älteren Geschwistern hinstieß, weiß ich nicht. Sie müssen jedoch spätestens im Frühjahr 1946 wieder zusammen gewesen sein, denn im Januar 1947 wurde ich geboren. Beide waren zu diesem Zeitpunkt offiziell jedoch noch jeweils in 1. Ehe verheiratet gewesen. Das muss für sie ein ziemliches Problem gewesen sein, weil dies auch für die Zuteilung von Wohnraum sehr bedeutsam war.

Damals wurden die riesige Schwemme von Flüchtlingen in Delmenhorst entweder in Barackenlagern früherer Zwangsarbeiter(innen) untergebracht oder im Zuge der Wohnungszwangswirtschaft bei Einheimischen einquartiert, die – wie in unserem Fall - ihr Haus für gleich drei Flüchtlingsfamilie zu einem großen Teil frei räumen mussten.

Nur wenige Wochen oder gar Tage vor meiner Geburt wurde der verschollene 1. Mann meiner Mutter für tot erklärt und mein Vater auch noch von seiner 1. Frau geschieden, so dass sie im letzten Moment vor meiner Geburt heiraten konnten und ich als „eheliches Kind“ zur Welt kam. 1949 wurde mein jüngerer Bruder geboren, er litt an einer schweren Herzerkrankung und konnte nur durch eine damals waghalsige Operation gerettet werden

Was die Wohnungsnot für die Beziehung zwischen Einheimischen und Flüchtlingen bedeutete, lässt sich leicht denken: „Wir“ galten als „Eindringlinge“, „Polacken“, „Bettler und Schmarotzer“. Das ließen uns auch die Kinder der Nachbarn spüren, die mich und meinen 1949 geborenen jüngeren Bruder als „Fremdlinge“ behandelten, mit denen niemand spielte. Wir waren als Kinder die meiste Zeit nur mit den anderen Flüchtlingen in der Nachbarschaft zusammen.

Mein Vater war nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft in wechselnden Hilfsarbeiterfunktionen tätig, zeitweilig auch als Nachwächter in einer kleinen Fabrik, in der Artikel aus Plexiglas produziert wurden. Weil er dann „unrechtmäßig“ einiges von dem Plexiglas nach Hause mitnahm, um überhaupt in den Besitz von Brennmaterial zu kommen, wurde er wegen Diebstahl verurteilt und musste dafür einige Monate ins Gefängnis. Ich habe noch seinen Entlassungsschein. Der schlechte Ruf der „Brenners“ war nun endgültig hinüber.

Mein Vater verdingte sich zeitweilig ganz gemäß seiner Familientradition im Sommer als Knecht in einem Nachbardorf. Er nahm mich zu diesen Diensten mit. Ich durfte dann nach der Arbeit mit ihm in der Bauernküche am Katzendienst mitessen. So profitierte ich von diesem Tagelöhnerjob. Außerdem war er aber auch zeitweilig als Artist, Fakir und Hypnotiseur in einem kleinen Wanderzirkus tätig. Nach der Scheidung von meiner Mutter war in seiner alten Heimatregion als Lagerarbeiter angestellt. Ein jüngerer Bruder meines Vaters war nach 1945 Bergmann und Hauer im Ruhrgebiet (Essen).

Von väterlicher Seite bin ich also „proletarischer“ Herkunft. Mein eigener zwei Jahre jüngerer Bruder wurde später Maschinenschlosser. Meine Schwester wurde Krankenschwester. Nur mein älterer Bruder ging nach dem Abitur und danach als Beamter in der Stadtverwaltung einen anderen Bildungs- und Berufsweg. Dadurch zog er sich aber früh Hämne und Neid seines Stiefvaters zu, der ihn mit dem Titel „Herr Baron von Kikeriki“ zu demütigen suchte. Ich wurde dann der erste und einzige „Voll-Akademiker“ in unserer Familie mit einem Hochschulstudium und dann auch noch mit einem Dokortitel. Hätte mein Vater das mitbekommen, hätte er wahrscheinlich die Welt nicht mehr verstanden.

Die frühen sozialen Prägungen durch das Elende in einer Flüchtlingsfamilie in der Nachkriegszeit wurden unauslöschlicher Bestandteil meiner Identität. Die immer wieder gehörten Geschichten über die Flucht vor „den Russen“, die auch von anderen Flüchtlingsfamilien und Bekannten, die zum Teil auch aus Rumänien oder der Ukraine stammten und neben unserer Unterkunft in einem großen Barackenlager lebten, habe ich als Kind stark verinnerlicht.

Ich wuchs mit dem Gefühl auf, diese Erzählungen von Gewalt, Bombardements und „Vertreibung“, wie es alle nannten, auch selbst erlebt zu haben.

Innerfamiliäre Gewalt

Diese 2. Ehe meiner Mutter hielt nicht lange. Sie scheiterte zum einen an der Brutalität und Aggressivität dieses Mannes und dem Elend und der Armut des Flüchtlingsdaseins. Dazu nur zwei Beispiele:

Gewalt und Schläge mit seiner harten Schmiede-Faust gegen meine Mutter und ihre zwei Kinder aus 1. Ehe und dann auch gegen mich, waren offenbar so oft an der Tagesordnung, dass meine 10 Jahre ältere Schwester bis ins hohe Alter bei seinem Namen noch zitterte. Sie berichtete auch später häufig, dass meine allererste Begegnung mit meinem Vater seine Tritte in den Bauch meiner mit mir schwangeren Mutter gewesen waren. Dass ich von ihm als Kleinkind noch in Windeln offenbar öfter an die Wand geworfen wurde und sie dem hilflos

zusehen musste, löste immer wieder bei ihr Tränen aus. Sie war durch ihren Stiefvater für ihr ganzes Leben schwer traumatisiert worden.

Angesichts all dieser Nöte und der Gewalttätigkeiten seitens ihres Mannes hatte meine Mutter sich von ihm 1952 noch vor meiner Einschulung schließlich scheiden lassen.

Ausschlaggebend für sie war wohl sein Messerangriff gegen meinen 13 Jahre älteren Bruder (seinen Stiefsohn), den meine Mutter grade noch mit dem Unterarm abfangte. Ich war als Vierjähriger Augenzeuge dieser Gewalttat und höre noch heute ihre gellenden Schreie „Nein! Nein!!“ Mein älterer Bruder kam dann nie wieder nach Hause zurück und lebte bis zum Abitur bei der verwitweten Mutter eines Freundes. Später wurde er Beamter in unserer Heimatstadt, ein angesehener Bürger und Mitglied der SPD.

Ich denke, dass aus dieser frühen Zeit bei mir später das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, der Wunsch nach dem Dabei-Sein herrührt und auch die Bereitschaft für diese soziale Zugehörigkeit ein besonderes Engagement aufzubringen. Die frühen Gewalterfahrungen wirkten zwar einerseits strukturell beängstigend, sie aber waren aber sicherlich auch mitverantwortlich dafür, dass ich lernte, mich zu wehren und nicht alles runterzuschlucken. Dazu trug zumindest unterschwellig ein anderes sehr frühes Erlebnis bei. Ich hatte noch als ca. Vierjähriger im Herbst die heruntergefallenen Kastanien des im Vorgarten stehenden Kastanienbaumes in einem kleinen Eimer aufgesammelt und spielte dann allein mit ihnen vor dem Haus, als die Nachbarskinder ankamen, sich vor mir aufbauten und mir diese wegnahmen mit den Worten. „Das sind unsere. Du hast hier nichts zu suchen. Her damit!“ Mein zufällig vorbeikommender Vater bekam das mit. Es gab dann aber keine Trost Worte sondern einen heftigen Anschauzer: „Hör auf zu flennen! Wehr dich! Du musst kratzen, beißen, treten. Nur nicht mit Steinen schmeißen- die können ins Auge gehen.“

Erst durch meine Arbeit als Psychotherapeut und aus Gesprächen mit Patienten über deren Traumata kam mir Jahrzehnte später dieses Erlebnis wieder zurück ins Bewusstsein. Mir wurden dann spätere Vorkommnisse, in denen Prügeleien und Schläge eine Rolle spielten – und meine Reaktionen darauf -, vor diesem Hintergrund klarer. Das „Hör auf zu flennen! Wehr dich!“ dürfte Basis und Bestandteil von Grundeinstellungen gegenüber Anfeindungen und Misserfolgen im Leben geworden sein. Vielleicht ist es eine Art „Geheimnis“ von Resilienz und Widerborstigkeit gegenüber Niederlagen und Rückschlägen in meinem Leben geworden.

Armut und ein „Deal“ mit der katholischen Kirche

Meine Mutter stand nach der Scheidung von meinem Vater und dem Auszug der beiden älteren Kinder nicht nur unter enormen finanziellem Druck, sondern zusätzlich unter ständiger Kontrolle des Jugendamtes. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder und ich waren ihr bei der Scheidung vom Gericht nur mit Vorbehalt zugesprochen worden, weil ihre wirtschaftliche Lage so prekär war. Sie wurde ab dann nicht nur „Alleinerziehende“, sondern auch eine körperlich schwer schuftende Arbeiterin.

Anfänglich lebten wir von der „Wohlfahrt“, dann aber von dem geringen Einkommen, das sie als Putzfrau in einem Altenheim und später als Küchenhilfe bei der US-Army und dann bei der Bundeswehr verdiente. Das war eine für sie äußerst harte und ungewohnte körperliche Knochenarbeit, sie klagte oft über die schweren Töpfe, die sie in den Küchen heben und spülen musste. Ein Foto zeigt sie Anfang der 60er Jahre ganz erschöpft in der Bundeswehrkantine bei der Essensausgabe. Sie starb bereits mit 64 Jahren körperlich ausgelaugt und schwer an Krebs erkrankt.

Aus diesen ersten 10 Lebensjahren blieb und bleibt eine grundlegende Erfahrung, die der Armut und der Not ganz tief in mir vorhanden.

Für unsere Familie gab es kein „Wirtschaftswunder“.

Ich weiß noch sehr gut, wie sehr ich mich dafür schämte, dass wir erst von der „Wohltätigkeit“ des Staates und dann der Caritas und der „Mildtätigkeit“ der Kirche abhingen, die u.a. darin bestand, dass ich mit einem „Henkelmann“ nach der Schule in der Küche des Katholischen Krankenhauses Mittagessen für meine Mutter, für mich und meinen jüngeren Bruder abholen konnte. Taschengeld habe ich als Kind nie gekannt. Im Gegenteil: ich musste manchmal sogar bei einer Kollegin meiner Mutter um Geld bitten und beim Bäcker und Kaufmann darum betteln, dass man uns doch die in der Nachkriegszeit übliche Form des Anschreibens“ auch später noch erlaubte, weil das geringe Einkommen oft nur bis zur Monatsmitte ausreichte. Die Solidarität der hart arbeitenden und schlecht bezahlten Küchen- und Putzfrauen untereinander bleibt mir aber ebenfalls unvergessen.

Ich weiß noch gut, wie schwer es mit fiel, wieder und wieder bei den beiden Bäckern um ein weiteres „Anschreiben“ für Brot zu bitten. Meine Mutter schickte mich offenbar bewusst vor, weil man einem kleinen Jungen diese Bitte nach dem „Anschreiben“ nur schwerer abschlagen konnte als einer erwachsenen Frau. Sie wusste sich und uns nicht anders zu helfen. Aber ich hatte immer Angst, bei diesen beiden Läden vorbeigehen zu müssen, wenn es zur Kirche oder zur Schule ging. Ich befürchtete immer, dass man mich reinrufen und festhalten würde, um an das gestundete Geld zu bekommen. Ab Klasse 9 habe ich dann zuerst durch Nachhilfeunterricht, später mit Ferienjobs auf dem Bau oder als Hilfskraft in einer Papierfabrik etwas dazuverdient.

In Abhängigkeit von Kirche und Caritas

Mich und meinen jüngeren Bruder hatte unsere Mutter offenbar unter dem Druck der Caritas, von der sie materiell abhängig war, als ich 4 Jahre alt war katholisch taufen lassen, obgleich sie und meine zwei älteren Geschwister evangelisch waren und auch blieben. Das war ganz offenkundig ein „Deal“ auf Gegenseitigkeit gewesen, Ich war zu klein, um mich bewusst daran erinnern zu können.

„Sie lassen die beiden Jungen katholisch taufen und wir unterstützen sie mit Sachen aus der Kleiderkammer. und anderen nützlichen und gebrauchten Dingen sowie mit Kindergartenunterbringung.“ So stelle ich mir diesen Kuhhandel mit dem damaligen Pfarrer der zu dem Zeitpunkt noch einzigen katholischen Kirchengemeinde St. Marien in einem mehrheitlich protestantischen Umfeld vor. Das Foto mit mir im Kommunionanzug mit etwas zu groß geratenen Schuhen und Kommunionskerze – alles eine Spende der Caritas – ist eine bleibende Erinnerung an diesen „Deal“.

Ich weiß aus eigenen Erinnerungen und den ängstlichen Erzählungen der Mutter, in denen immer die Furcht vor dem katholischen Probst Niermann. durchklang und auch vor meiner Taufpatin, einer uns ansonsten unbekanntem jungen Frau aus der weiteren Nachbarschaft, die sich zu Kontrollzwecken viel öfter bei uns blicken ließ, als es ansonsten für eine Taufpatin üblich war. Und wenn sich dann auch noch eine bestimmte Mitarbeiterin des Jugendamtes zu plötzlichen oder oft gar nicht angekündigten Kontrollbesuchen meldete, mussten mein kleiner Bruder und ich uns schnell im Kleiderschrank verstecken.

Meine Mutter wehrte sich lange strikt aber vergeblich gegen den Besuch einer katholischen Internats- und Klosterschule, des Missionshauses Handrup im Emsland, den mir der Pfarrer der neugegründeten Kirchengemeinde St. Christophorus schmackhaft gemacht hatte. An dessen Ende sollte das Abitur, dann ein Theologiestudium und schließlich der Eintritt in den

Orden der Herz-Jesu-Priester stehen. Ich war davon voll und ganz begeistert und meine Mutter gab schließlich nur sehr widerwillig dem Starrsinn ihres Zehnjährigen nach. Sie ließ sich aber nicht dazu drängen, auch noch von ihrer evangelisch-lutherischen Konfession zu den Römisch-Katholischen zu wechseln.

Diese Klosterschulzeit von 1958-1962, die ich damals als eine enorme Auszeichnung mit hohem sozialem Prestige empfunden hatte, wurde jedoch abrupt und unplanmäßig nach Klasse 8 beendet, weil unser Heimatpfarrer versetzt worden war und die bestehende Regelung zur Zahlung der Internatskosten dadurch beendet wurde. Meine Mutter war völlig außerstande auch nur den kleinsten Anteil daran zu übernehmen.

Ich musste also wieder zurück in meine Heimatstadt Delmenhorst. Dort machte ich dann nach dieser gewaltigen „Zick-Zack-Kurve – jetzt saß ich ja sogar mit Mädchen (!) in einer Klasse und hatte auch Lehrerinnen (!!)- 1966 das Abitur an einem Neusprachliche Gymnasium. Nur meine guten Kenntnisse aus der Klosterschule in Latein, hatten mich nach dem Wechsel von einem „humanistischen Klosterinternat“ und Missionshaus zu einem säkularen neusprachlichen Gymnasium vor dem schulischen Totalabstieg bewahrt. Es war eine für mich sehr schwierige Phase. Alle gewohnten festen Strukturen und geregelten Zeitabläufe von Lernen, Freizeit, Gottesdiensten, Andachten und sonstigen Gebeten waren urplötzlich aufgelöst. Dieser neue Wechsel war nach dem Maßstab der Entwicklungspsychologie ein scharfes und schroffes „Kritisches Lebensereignis“.

Aus einem frommen Musterschüler wurde dadurch über Nacht ein vom Gefühl her fast wurzel- und heimatloser „Problemfall“. Aus späterer Sicht ist mir klar, dass daraus einerseits mein Streben und Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit und Anerkennung im Erwachsenenalter stammt und andererseits auch eine gewisse Verbissenheit und Besserwisserei, wenn es um für mich grundsätzliche weltanschauliche Dinge und Fragen geht.

Vom frommen Messdiener zum aufmüpfigen Beatles-Fan und Antifaschisten

Zugang zu dem, was man „die antiautoritäre 68er Revolte“ nennt, fand ich vor allem über antiautoritäre Reaktionen auf die Ächtung der Beatles-Frisur an unserer Schule und über erstes, „urwüchsiges“ und nicht politisch bewusstes antifaschistisches Engagement gegen Ende der Schulzeit. Ich trug lange Haare, einen grünen Parka, wähnte mich antiautoritär und hörte die von den Alten beschimpften Beat-Gruppen – Beatles, Rolling Stones, The Who, The Kinks. Von der großen Welt wusste ich nichts und auch sonst war ich durch und durch unpolitisch.

Als mir aber 1965 mein Musiklehrer zusätzlich noch androhte, ich dürfe bei der bevorstehenden Abiturfeier nicht weiter im Schulchor mitsingen, wenn ich nicht vorher meine Beatles-Frisur stutzen ließe, verzichtete ich auf die „Ehre“ des Chor-Sängers und blieb bei der damals noch so umstrittenen Pilzkopf-Frisur der vier Liverpooler.

Das war quasi meine erste („kultur-) politische“ Protest- und Widerstandsaktion.

Um die Jahreswende 1965/1966 nahm ich dann mit einigen Klassenkameraden an einer Kundgebung in meiner Heimatstadt gegen einen Auftritt des damaligen Vorsitzenden der neofaschistischen NPD, Adolf von Thadden, teil. Wir skandierten an diesem Tag mit mehreren hundert Antifaschisten vor der „Delme-Halle“ gemeinsam „Ein Adolf war genug“, „Nazis raus aus Delmenhorst!“-

Das war meine erste wirklich bewusste politische Aktion. Mit einem „Links-Sein“ hatte das aber noch nichts zu tun. Womöglich spielte aber unser junger Geschichtsassessor, der uns für den damaligen Geschichtsunterricht in ungewohnt gründlicher Weise über die faschistische

Hitlerdiktatur informiert hatte und uns sogar eine gewisse Einführung in den Marxismus hatte angedeihen lassen, damals eine bedeutendere Rolle, als mir selbst sehr lange bewusst war. Die NPD hatte damals ähnlichen Zulauf wie die heutige AfD; sie war in mehreren Landtagen vertreten und stand kurz vor dem Sprung in den Bundestag. Was das auch mit Delmenhorst zu tun hatte blieb mir gänzlich verborgen.

Sehr überrascht war ich Jahre später, als ich in der Rede des ersten DKP-Vorsitzenden Kurt Bachmann auf die Kombination von NPD mit meiner Heimatstadt Delmenhorst stieß. Auf dem 1. Parteitag der DKP (12./13.4.1969) sagte der alte Antifaschist aus jüdischer Familie, der in mehreren Konzentrationslagern der Nazis interniert gewesen war: „Wenn Bundeswehroffiziere wie in Delmenhorst NPD-Leute einladen, um mit ihnen über die Wahl von Dr. Heinemann zum Bundespräsidenten zu beraten, wenn NPD-Kandidaten in der Bundeswehr bereits zu stellvertretenden Chefs des Stabes in der Abteilung `Operation und Ausbildung` des NATO-Kommandos Ostseezugänge befördert werden, dann sollte auch dem letzten Demokraten klar sein, dass ein gemeinsamer Abwehrkampf gegen den Neonazismus dringlich erforderlich ist. Auf ein ‚Abwirtschaften‘ der Neonazis im Selbstlauf zu hoffen, ist angesichts dieser Tatsache eine gefährliche Illusion. Deshalb ist ein verstärkter Kampf für die Auflösung der NPD notwendig.“ (Protokoll des Essener Parteitags der DKP, S. 27)

Kritiker ohne wirklichen „Kompass“. Kommunisten als unbekannte „Fabelwesen“

Kommunisten und Sozialisten – das waren für mich Mitte der 60er Jahre im Prinzip irgendwelche unbekanntes Fabelwesen, die für die von uns allen verabscheute „Mauer“ in Berlin verantwortlich waren. Bei mir kam erschwerend meine Prägung durch meine Zeit als Klosterschüler hinzu. Es war üblich, dass wir unser Mahlzeiten im großen „Refektorium“ unter den wachsamen Augen unserer vier „Präfekten“ und schweigend unter „Silentium“ einnahmen, das nur durch das Vorlesen von „erbaulicher“ Literatur unterbrochen wurde. Mit Ausnahme der Fastenzeit, dann gab es nur komplettes Stillschweigen.

Dazu gehörten Berichte mutiger Missionare, die in Afrika und Polynesien „aufopferungsvoll“ die „Heiden“ zum Christentum bekehrten, wie z.B. in dem Buch „Junger Adler Tomingulai, Unter den Kanaken der Südsee“. Aber auch der etwas gruselige Titel „In den Gefängnissen Pekings“. In diesem antikommunistischen Machwerk wurden die Wühlarbeiten europäischer Missionare nach der Unabhängigkeitserklärung Chinas durch Mao Tse Tung zur Aufrechterhaltung einer vom Vatikan gesteuerten und gegen den chinesischen Staat gerichteten „Untergrundkirche“ dargelegt. In den düstersten Farben wurden die Reaktionen der chinesischen Behörden auf diese illegale Aktivitäten ausgemalt, die auf uns – die wir ja später womöglich in die Fußstapfen dieser „Gottesgesandten“ treten sollten oder wollten - wie Heldensagen wirkten.

Außerdem wurden wir noch in unserem Zerrbild von „Kommunismus“ und „Christenverfolgungen“ durch Nachrichten bestärkt, wonach die „Gottesmutter und Jungfrau Maria“ aus Abscheu vor den „Kommunisten“ Anfang der 60er Jahre gemeinsam mit vielen tausend „guten Katholiken“ die Flucht vom kommunistischen Nord-Vietnam in das „freie Süd-Vietnam“ angetreten war. Entsprechende Filmberichte der Katholischen Nachrichtenagentur über diese „Flucht“ hatten mich im Kloster sehr beeindruckt. Kommunisten waren also entweder Gefängnisaufseher und Christenverfolger oder andere Fremdlinge.

Dass es in Delmenhorst einen antifaschistischen Widerstand mit einer aktiven KPD Gruppe und nach 1945 sogar eine Vertretung der KPD im Stadtrat gegeben hatte, wusste ich nicht. Vom Verbot der KPD hatte ich als Neunjähriger vielleicht gerücheweise etwas gehört, aber

von ihrer illegalen Existenz und Arbeit war mir gar nichts bekannt. Ab und an stieß ich aber per Zufall bei der Suche nach meinen englischen Lieblingsgruppen auf den von der illegalen KPD organisierten „Freiheitsender 904“. Er begann seine Sendungen immer mit der Durchsage: „Hier spricht der Freiheitssender 904 – der einzige Sender der Bundesrepublik, der nicht der Kontrolle der Adenauer-Regierung unterliegt.“ Das machte irgendwie neugierig. Dadurch hörte ich auch ab und zu den Namen des damaligen KPD-Vorsitzenden Max Reimann. Dass es ein KPD-Sender war, der in der DDR in der Nähe von Magdeburg stand, erfuhr ich erst Jahre später.

Vielleicht wäre die oben erwähnte Warnung vor dem Neofaschismus von K. Bachmann noch schärfer ausgefallen, wenn er erlebte hätte, was mir während meiner Dienstzeit als „Freiwilliger“ zu Beginn und auch kurz vor meiner Entlassung aus der Bundeswehr zwischen 1966/68 widerfahren war.

Beim „Bund“: zwischen Widerwillen und Resignation

Unmittelbar nach dem Abitur im September 1966 hatte ich wie fast alle Jungen meiner Klasse den Dienst bei Bundeswehr angetreten. Nur ein einziger, unser Klassenprimus, hatte ihn aus religiösen Gründen verweigert. Alle anderen – auch ich - hatten sich sogar freiwillig für ein halbes Jahr länger verpflichtet. Man bekam dafür einen höheren Monatssold und am Ende auch eine Abfindung, die die meisten als Starthilfe für ein Studium nutzen wollten.-

Pazifist und genereller Kriegsgegner war ich nicht, außerdem konnte meine Mutter ja auch kein Studium bezahlen. Von der neuen Möglichkeit eines Stipendiums nach dem sog. „Honnefer Modells“, dem Vorläufer des BAFÖG, wusste ich nichts. Ich brauchte also das Geld aus meiner „freiwilligen“ Aufstockung der 18 Monate normaler Wehrpflicht um überhaupt mit dem Studium anfangen zu können.

Ich hatte jedoch schon in meiner Grundausbildung gegenüber meinen Ausbildern privat meine Skepsis geäußert, wie wir denn bei einem Atomkrieg, der ganz gewiss von den „Russen“ und „Sowjets“ angezettelt werden würde, mit Sturmgewehr oder Maschinengewehr etwas ausrichten könnten. Meine Ausbilder wussten es aber auch nicht.

Im Frühjahr 1967 traute ich mich dann während einer der regelmäßigen „Politischen Informationsstunden“ in meiner Oldenburger Stammeinheit, der Stabsbatterie des Flugabwehrraketenbataillons 36, einem jungen Fähnrich offen – aber sehr spontan - zu widersprechen, der den „Politischen Lagebericht“ gehalten hatte. En passant hatte er in seinem Bericht die Meinung vertreten, dass es sich gar nicht lohne über die damals stattgefundenen Wahl zum „Scheinparlament in der SBZ“ („Sowjetische Besetzte Zone“) zu informieren. Es sei ja allgemein bekannt, dass die SBZ eine sowjetische Kolonie sei.

Ich hatte ihn daraufhin, eher schüchtern denn laut, darauf hingewiesen, dass es doch wohl „Volkskammer der DDR“ heißen müsse. Daraus entwickelte sich ein für alle Teilnehmer ungeahnter Wortwechsel. Ich bestand auf „DDR“, der Fähnrich auf „SBZ“. Schließlich mischte sich der Kompaniechef, ein Hauptmann, ein und verdonnerte mich zu einem Vortrag bei der nächsten Politischen Informationsstunde:

„Brenner, referieren Sie und erklären Sie beim nächsten Mal, dass und warum es keinesfalls ‚DDR‘, sondern ‚SBZ‘ heißen muss!“

Guter Rat war teuer. Ich war damals doch gar nichts für das sozialistische System der DDR, von der ich eigentlich nur wusste, dass die am 13. August 1961 die „Mauer“ zwischen West-

und Ostberlin hatte aufrichten lassen. Ich besaß ohnehin auch so gut wie kein Faktenwissen über die Geschichte Nachkriegsdeutschlands und die Entstehung von zwei Staaten als Resultat des 2. Weltkrieges. Das war alles kein Thema im Geschichtsunterricht gewesen.

Doch ich war im mündlichen Abitur über das Thema der mehrfachen Teilung Polens geprüft worden und wusste, dass Staaten und Staatsgrenzen nichts Gottgegebenes und Unveränderliches waren. Und deswegen hielt ich dann völlig entgegen meinem Auftrag – nur gestützt auf ein hastig besorgtes, stinknormales Geschichtsbuch aus der Stadtbücherei – ein Referat zur Anerkennung nicht nur der Existenz der DDR als Staat, sondern auch für deren diplomatische Anerkennung durch die BRD.

Letzteres war damals ein Tabubruch sondergleichen. Gemäß der maßgeblichen grundlegenden Ausrichtung der Außenpolitik der BRD nach der sog. „Hallstein-Doktrin“ wurde jeder Staat, der mit der DDR diplomatische Beziehungen aufnahm, mit dem sofortigen Abbruch der Beziehungen zur BRD „bestraft“. Und jetzt forderte ich das sogar von der eigenen Regierung!

Mein Unteroffizier schaute mich beim Rausgehen aus der turbulenten Versammlung so entsetzt an, als sei ich vom Mond gefallen oder – was noch schlimmer war – als wäre ich ein Kommunist oder DDR-Agent.

Weitere Politisierungsschritte

Mein „Outing“ als eines Menschen mit eigenen politischen Auffassungen wurde in den Folgemonaten sehr beschleunigt. Da war einerseits eine Art von misstrauischem Schweigen um mich herum – ich weiß nicht, ob der „Militärische Abschirmdienst“ (MAD) mich nun beobachten ließ. Und andererseits war da der Polizistenmord an dem Westberliner Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juli 1967 anlässlich einer Protestdemonstration gegen den Besuch des reaktionären und von den USA gestützten Schahs von Persien.

Dann ereignete sich zu Ostern 1968 auch noch der Mordanschlag an dem SDS- und Studentenführer Rudi Dutschke, der einer massiven Hetz-Kampagne durch „BILD“ und andere Medien ausgesetzt gewesen war.

Dies alles sorgte auch innerhalb der Bundeswehr für Sympathiebekundungen. Plötzlich brachen auf den regelmäßigem Informationsrunden der Bundeswehr Fragen auf, die sonst niemals gestellt worden wären:

„Wofür demonstrieren die Studenten eigentlich? Was hat das mit dem Krieg unseres Hauptverbündeten‘, den USA, in Vietnam zu tun, über den immer mehr Informationen von dort begangenen Kriegsverbrechen bekannt wurden?“

Warum schaut die Polizei zu, wenn Demonstranten von Leibwächtern des Schahs mit Holzlatten verprügelt werden? Was ist eigentlich wahr an der ‚Gefahr aus dem Osten‘? Was passiert, wenn ein angeblich von der Sowjetunion geplanter atomarer und konventioneller Überfall losbricht? Hat dann in einem Atomkrieg das Militär überhaupt noch einen Sinn?“

Darauf gab es von Ausbildern und Vorgesetzten keine befriedigenden Antworten. Sie waren völlig überfordert. Ein Stubenkamerad – ebenfalls ein Abiturient -und ich entschlossen uns im Frühjahr 1968 nach Dienstschluss zu einem Besuch der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg. Dort war ein Teach-In zur Lage in Vietnam angekündigt worden. Haften geblieben sind mir die aufgewühlte empörte Stimmung über die Kriegsverbrechen der USA und vor allem unsere Teilnahme an einem spontanen „Sit-In“, auf dem wir zusammen mit den Studenten erstmals den berühmten Demo-Schlachtruf „Ho-Ho-Ho Tschì Minh!“ skandierten.

Es waren spontane Proteste, noch ohne Kenntnis politischer Zusammenhänge, gespeist aus unterschiedlichen Quellen, die sich auch immer noch mit meinem/unserem tiefsitzenden Antisowjetismus und Antikommunismus durchaus verbinden ließen.

Daran sollte sich zunächst nicht viel ändern, auch wenn die Hilfe der Sowjetunion für Vietnam mir etwas sympathischer machte.

Tschechoslowakei 1968 und Einsatzpläne für die Bundeswehr im Inneren

Endgültig desillusioniert über den Charakter der Bundeswehr und des Leitbildes und Ideals eines „Staatsbürgers in Uniform“, dem ich als Soldat verpflichtet sein sollte, war ich kurz vor Ende meiner Zeit bei der Bundeswehr, am 31. September 1968. Als im August 1968 sieben Staaten des Warschauer Paktes² in Prag einmarschierten, um der dortigen antisozialistischen Konterrevolution Einhalt zu gebieten, die mit dem Slogan eines „demokratischen Sozialismus“, eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ auftrat, brachte dies für den Rest meiner Dienstzeit zunächst einmal eine lästige ständiger Alarmbereitschaft. So verliefen die letzten sechs Wochen meiner Dienstzeit, in denen eine komplette Ausgangssperre herrschte, was bei den einfachen niedrigen Dienstgraden wenig Zustimmung fand, auch wenn das Feindbild des bösen Kommunismus“ dadurch aktualisiert wurde.

Das sah an den Universitäten etwas anders aus. Fast alle Wortführer der studentischen „Opposition“ und der sogenannten außerparlamentarischen Opposition (APO) hatten sich mit den Gegnern des Sozialismus in der Tschechoslowakei offen solidarisiert und warben ebenfalls für den „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, hinter dem sich in Wahrheit der ordinäre Kapitalismus verbarg. Letzteres war mir damals aber überhaupt nicht bewusst. Doch immerhin entwickelte sich ganz zum Schluss meiner Dienstzeit mein diffuses Unbehagen über die Bundeswehr und die Gesellschaft, die wir zu verteidigen gelobt hatten, nicht nur dadurch sprunghaft weiter.

Unter dem Eindruck sowohl der „Prager Ereignisse“ wie auch der angespannten innenpolitischen Entwicklung trommelte nämlich unser Divisionskommandeur, ein schon in der Hitler-Armee an vielen Fronten bewährter Wehrmachtsoberst und nunmehriger Generalmajor der Bundeswehr namens Kuhlmei, alle zur Entlassung anstehenden Abiturienten der 2. Luftwaffendivision zu einer Beratung zusammen. Das war schon etwas ganz Besonderes. Ein solch „hohes Tier“ hatte wohl keiner von uns bis dato leibhaftig zu Gesicht bekommen.

Unser Divisionskommandeur versuchte uns auf unseren neuen „gesellschaftlichen Auftrag“ an den Universitäten einzuschwören. Da wir nun alle erfahrene Soldaten und „gestandene Männer“ geworden seien, hätten auch wir nun als kommende Studenten einen Beitrag für die „Wiederherstellung der Ordnung“ an den Universitäten zu leisten. Betretenes Schweigen im großen Konferenzsaal, damit hatte niemand gerechnet. Ich war der erste oder sogar einzige (?), der sich traute, dazu was zu sagen bzw. zu fragen.

Meine Fragen lauteten etwa so:

1. Wie sollen wir das denn überhaupt machen?
2. Dürfen wir das überhaupt?

² Der Warschauer Pakt war ein militärischer Beistandspakt der **mit der Sowjetunion verbündeten sozialistischen Staaten Europas** (1955 – 1991) in Reaktion auf die Gründung der NATO und den Beginn des kalten Krieges.

3. Die Bundeswehr hat doch gar kein Recht im Inneren des Landes tätig zu sein. Und wir sind dann ja auch keine Soldaten mehr.

Ich erinnere mich gut an das süffisante Grinsen des Generalmajors und seinen Satz: „ Herr Obergefreiter! Was glauben Sie denn, wie schnell man bei Bedarf aus einer Bundeswehruniform in eine Polizei- oder Bundesgrenzschutzuniform wechseln kann?“

Das saß. Es gab also bereits die Absicht bei Bedarf Soldaten der Bundeswehr für den Einsatz im Inneren einzusetzen. Sie sollten nur mal schnell die Unformen wechseln. Das wirkte wie ein politischer Donnerschlag für mich. Das hatte doch ‚mit ‚Vaterlandsverteidigung‘ nichts mehr zu tun!!

So endet meine Zeit als „Bürger in Uniform“ mit eine wachsenden Liste offener politischer Fragen, für die ich keine Antworten hatte. Ich besaß kein ausreichendes politisches Orientierungswissen. Dieses Mako war mir deutlich bewusst. Ich war zudem durch meine zunehmend kritischere Bewertung der Rolle der USA im Vietnamkrieg davon überzeugt, dass die „große Politik“ mit Lügen und bewusster Desinformationen arbeitete um Kriegsverbrechen zu verschleiern..

Kaum etwas wusste ich damals darüber, dass für die gerade aus der Illegalität heraustretenden Mitglieder der KPD, die sich auf dem Weg zur Neukonstituierung der legalen DKP befanden die Verteidigung des Sozialismus in der Tschechoslowakei eine wahre Mutprobe darstellte. Speziell für die im SDS arbeitenden kommunistischen Studenten, die in den Medien als- „die Traditionalisten“ diskreditiert wurden, brachen schwierige Zeiten an. Die „antiautoritär“-antikommunistische Mehrheitsfraktion setzte auf der 23. SDS-Delegierten Konferenz am 13. Sept. 1968 den Ausschluss von fünf Genossen der marxistischen Minderheit durch.

Dieses Ausschlussverfahren bildete den Abschluss der seit längerer Zeit ausgefochtenen internen Konflikte. Die Ausgeschlossenen formierten sich ab Januar 1969 zunächst zu einem lockeren Verbund „Spartakus - Assoziation Marxistischer Studenten“, der großen Zulauf hatte und sich im Mai 1971 zu einer Bundesorganisation, dem „Marxistischen Studentenbund Spartakus“, umorganisierte. Er war bis Ende der 80er Jahre der einflussreichste und auch zahlenmäßig stärkste Studentenverband in der Geschichte der BRD. Ich gehörte später seinem Bundesvorstand bzw. dem Bundessekretariat von 1974 bis 1980 an. Der SDS dagegen zerfiel in einem unglaublichen Tempo und löste sich schließlich offiziell 1970 auf. Das lag aber im September 1968 noch in fernerer Zukunft.

So begann schließlich meine Studentenzeit am 3.10.1968 im verregneten und bereits recht dunklen Hamburg, wo ich ein kleines Zimmer in der Rutschbahn 30, gleich bei der Uni, bei einer Hafearbeiterfamilie, den Eheleuten Otto und Erna Berg, gemietet hatte..

Endlich an der Uni ! Endlich „frei“ und „mittendrin“.

Meine Hoffnungen auf irgendetwas „Neues“ erfüllten sich schnell. Zu Beginn jedoch anders als erwartet. Nach der Einschreibung für das Studium der Psychologie (anfänglich mit dem Nebenfach Soziologie später auch mit Philosophie .kam ich erwartungsvoll zur Begrüßung der Erstsemester im großen Hörsaal des „Pbilosophenturms“ durch den Institutsdirektor Prof Peter Hoffstätter.

Ich wusste noch nicht, dass die „Basisgruppe Psychologie“ bereits angefangen hatte, seine Vergangenheit als Wehrmachtpsychologe aufzuarbeiten und ihn heftig wegen seiner Beteiligung an Untersuchungen im Rahmen der faschistischen Rassenkunde angegriffen hatte. Hoffstätter lächelte uns mit gekanntem „Wiener Schmah“ (er war Österreicher) an. Nach den ersten üblichen Begrüßungsfloskeln schlug er jedoch urplötzlich eine ganz andere Torte an. Keine Spur mehr vom „Schmah.“

Stattdessen hörten wir ihn mit zynischem Unterton sagen. „Ich empfehle Ihnen gar nicht erst anzufangen. Sie werden sowieso alle arbeitslos.“ Eine kalte Dusche war nichts dagegen. Wir waren geschockt, ratlos und empört. Sicherlich war deshalb dann die nur wenige Tage später folgende Institutsbesetzung und Umbenennung in „Wilhelm-Reich-Institut“ (kommunistischer Psychologe der Weimarer Republik), mit folgendem Polizeieinsatz mit Wasserwerfern in der Philosophischen Fakultät, für mich eigentlich eine Art „Quittung“ für diesen fatalen Semester- und Studienbeginn.

Es war aber vor allem spannend: Übernachtungen im Zimmer des Direktors, Teach-Ins³ mit Funktionären des damals bekanntesten Studentenverbandes, des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS), die aus Frankfurt und Berlin angereist kamen. Vor allem Udo Knapp, der letzte Bundesvorsitzende des SDS, imponierte mir in diesen Tagen durch sein rhetorisches Geschick. Er war ein typischer Vertreter der sogenannten „antiautoritären Linken“ und Anhänger der „kritischen Theorie“.

Zur Befreiung von allen Autoritäten benötigten die Studenten laut Knapp den radikalen Schnitt mit den in der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Mechanismen der Entfremdung. Von der Arbeiterbewegung sei kein revolutionärer Impuls mehr zu erwarten. Sie sei fest in den Kapitalismus integriert statt sich um die Beendigung von ökonomischer, psychischer und intellektueller Ausbeutung zu bemühen.

Ich verstand nur einen Bruchteil dieser und anderer ähnlicher Reden und Debattenbeiträge und konnte mit dem abstrakten, „marxistischen“ Vokabular und „Soziologen-Welsch“ vieler SDS-Leute wenig anfangen, die sich auf die sog. „Frankfurter Schule“ und die „Neue Linke“ beriefen. Die Hauptvertreter des vormaligen Frankfurter Instituts für Sozialforschung, die nach der Errichtung der faschistischen Diktatur allesamt in die USA emigrieren mussten, waren Max Horkheimer und Theodor W. Adorno und später auch Herbert Marcuse, der aber nach 1945 in den USA blieb. In den 60er Jahren war J. Habermas ihr bekanntester Schüler. Ihnen allen gemeinsam war ein fehlendes, bis ablehnendes Verhältnis zur revolutionär-marxistischen Arbeiterbewegung und deren realen Problemen und Kämpfen. Um sie scharten sich die prominentesten intellektuellen Köpfe der Studentenbewegung.

Wichtiger war für mich zu diesem frühen Zeitpunkt meines Studentendaseins aber etwas anderes: Ich fand es „toll“, dass es „action“ gab und dass wir es den „Autoritäten gezeigt“ hatten. Am allerwichtigsten war für mich aber, dass ich dadurch auch den ersehnten organisatorischen Anschluss an die Aktivisten der Studentenbewegung fand.

Ich wurde umgehend Mitglied der Basisgruppe Psychologie, die für mich – ohne dass ich Hintergründe kannte - Hauptverantwortliche der Institutsbesetzung und dieses fulminanten Studienbeginns war. Meine erste „Marx“-Lektüre in der Basisgruppe entsprach in groben Zügen den Thesen der Hauptvertreter des „neuen“ und „westlichen“ Marxismus; der „Frankfurter Schule der kritischen Theorie“. Ich scheiterte jedoch kläglich an den ersten

³ Teach-Ins nannten sich damals die selbstorganisierten politischen Lehr- und Diskussionsveranstaltungen der Studentinnen und Studenten

Adorno- und Marcuse- Texten. Und auch Habermas war mir viel zu schwierig. Aber auch ein jüngerer Autor aus West-Berlin, der als Spezialist für eine ganz andere Psychologie , für eine marxistische, eine „Kritische Psychologie“ galt, kam damals in unser Blickfeld. Sein Name war Klaus Holzkamp. Er war kein Vertreter der Frankfurter Schule, galt aber trotzdem als „lesenswert“..

Udo Knapp war, was ich bei seinem Hamburger Auftritt nicht wusste, im übrigen parallel oder kurz nach seiner Funktion als SDS-Vorsitzender einer der Wortführer der „Roten Zellen“-Bewegung. Die „Roten Zellen“ ordneten sich der studentischen Parteaufbauinitiative „Proletarische Linke / Parteiinitiative“ zu. In einem späteren Rückblick erklärte Knapp, der später bei den „Grünen“ und zuletzt in der SPD auf mittlerer Ebene eine eher unauffällige Karriere machte, seine Grundhaltung und das damals verbindende Band zwischen den verschiedenen sich „kommunistisch“ nennenden Gruppen so: „*Wir waren links aber antikommunistisch.*“

Die PL/PI stand in Konkurrenz zu anderen nach und nach aus den diversen Restbeständen des SDS entspringenden eher maoistisch orientierten lokalen und regionalen „Aufbauorganisationen“: Kommunistische Partei Deutschlands (Aufbauorganisation) – KPD/AO, Kommunistische Partei Deutschlands - Marxisten-Leninisten (KPD/ML), Kommunistischer Arbeiterbund (KAB), Kommunistischer Bund Westdeutschland (KBW), Kommunistischer Arbeiterbund Deutschlands (KABD – später MLPD), Arbeiterbund zum Wiederaufbau der KPD, etc..

Die Gründung von „kommunistischen“ Konkurrenzorganisationen zur verbotenen KPD oder zur neukonstituierten DKP waren den Herrschenden allesamt erwünscht. Alle bekämpften die aus den Kadern und Mitgliedern der 1956 verbotenen KPD im Herbst des Jahres 1968 neugeformte Kommunistische Partei, die DKP. Für manche dieser Gründungen sorgte der Verfassungsschutz selbst; so bspw. bei der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (1965-1968), die im übrigen nicht in Verbindung mit der heutigen MLPD steht (Verl. Günther Nollau: Das Amt. 50 Jahre Zeuge der Geschichte. Bertelsmann, München 1978, S. 229–230.).

Mit welcher Organisation? KHB/ML oder SPARTAKUS und die DKP?

In Hamburg war es zu dieser frühen Zeit der „Mao-Gruppen“ das damalige Sozialistische Arbeiter- und Lehrlingszentrum (SALZ), aus dem später der Kommunistischer Bund- KB entstehen sollte. Damit begann dann auch für mich eine erste organisierte Beschäftigung mit einigen grundlegenden marxistischen Schriften. Darunter die berühmte Schrift von F. Engels: „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft.“ Dabei gingen mir wahre Kronleuchter auf.

Im Juli 1970 nahm ich dann zusammen mit anderen Mitgliedern der Basisgruppe Psychologie an einer von Kadern des „SALZ“ einberufenen Gründungsversammlung des „Kommunistischen Hochschulbundes / Marxisten-Leninisten (KHB-ML) teil und entwickelte mich in raschem Tempo zu einem seiner „Aktivisten“. Diese Gründungsversammlung kam zwar nicht total überraschend, ich hatte mich aber auf ein weiteres Wintersemester in der Basisgruppe innerlich vorbereitet und sogar gefreut.

Die Gründungsversammlung fand in der „Kommune Hochallee“ statt, die mir bislang nur als Name und Wohnsitz von einigen prominenteren APO-Leuten rund um den Buchladen „Spartacus“ im Grindelhof (Wenn ich mich nicht irre u.a. von Hartmut. und Ulrike Wojahn.) ein Begriff war. Betreten hatte ich sie vorher nie.

Was alles hinter den Kulissen und im Zusammenhang zwischen dem damaligen „SALZ“ und der „Zelle Produktion“ an Vorbereitungen stattgefunden hatte, wusste ich nicht. Der Zugang zu solchen Informationen und die Beteiligung an solchen Prozessen war ein Privileg eines kleineren elitären Kreises von Eingeweihten, zu denen ich nicht gehörte. Weder zum Zeitpunkt der Gründung des KHB/ML noch in der weiteren Entwicklung.

Die Strukturen des KHB/ML waren und blieben bis zuletzt intransparent und fast klandestin. Wie viele Zellen, Untergruppen und Leitungsebenen es gab und an welche Hochschulen außerhalb der Uni es weitere KHB/ML – Strukturen gab, das blieb unbekannt.

Ich gehörte der „Mitgliederebene“ an, war Teil des Leitungskollektivs des KHB/ML für die Arbeit am Fachbereich Erziehungswissenschaften und bekam auch eine Sympathisantengruppe zugeordnet, mit der ich das Schulungsprogramm des KHB/ML bzw. des SALZ durcharbeitete.

Nun waren wir also mit dem KHB/ML „im Auftrag des SALZ“ unterwegs als die fortgeschrittene „revolutionäre Intelligenz“, die „den Parteaufbau“ in ihrem Bereich mit unterstützen und vorantreiben sollte. Das SALZ sollte der Kern einer „neuen“ KPD werden. Wir hatten – ohne es damals zu wissen - uns inhaltlich in vielen Sitzungen unserer ehemaligen Basisgruppe auf die Rolle inhaltlich vorbereitet. Hauptgegner waren dabei die „Revis“ der DKP und der „Assoziation Marxistischer Studenten - AMS SPARTAKUS“, aus der im Mai 1971 der „Marxistische Studentenbund SPARTAKUS“ wurde.

Einer meiner „Anleiter“ im KHB-ML war übrigens der spätere Pressesprecher von Gregor Gysi und nachmalige Chefredakteur des „Neuen Deutschland“, Jürgen Reents. Ich erinnere mich gut, wie er später einmal in unsere KHB_„Zelle“ einmarschierte, um uns alle zu einer schriftlichen Selbstkritik zu zwingen, weil uns zwischenzeitlich grundlegende Fragen zur Politik und Praxis des SALZ nicht mehr beantwortet werden konnten.

Gegen Ende der Existenz des KHB/ML durfte ich von der sog. Mitgliederebene aufrücken in die nächsthöhere Ebene, die Aktivistenebene. Und das geschah wohl mit dem Hintergedanken, mich als einen der KHB-Wortführer am Fachbereich Erziehungswissenschaften und Mitbewohner der KHB-Wohngemeinschaft in der ESG, die wir nach und nach in die Hand bekommen hatten, wieder „einzubinden“. Ich hatte nämlich im Juli 1971 als Verantwortlicher für den KHB-Uni-Flugblattverteiler die Verbreitung eines Flugblattes stoppen lassen, in dem es im Vorfeld einer Bündnisdemonstration für Vietnam, an deren Vorgesprächen ich namens der ESG – aber auch im Auftrag und mit Wissen des KHB teilgenommen – hatte, zu völlig einseitiger und unsachlicher Kritik an unseren Bündnispartnern gekommen war. Zu dem Demo-Bündnis zählten u.a. auch DKP, DFU und MSB SPARTAKUS, mit denen wir ansonsten im heftigsten Clinch lagen.

Diese von mir verantwortete Aktion war vielleicht der sprichwörtliche „Tropfen im Wasserfass“. Die dann einsetzenden heftigen Kontroversen führten zur Bildung einer „Kritik-Fraktion“, die sich nach einer Versammlung im Saale der ESG zuerst noch innerhalb KHB und wenige Zeit später dann als unabhängige Gruppierung zusammenfand.

Ein Mensch und Kommunist, der „Bescheid“ wusste

Schon einige Zeit vor dieser KHB-Krise hatte die DKP – Hochschulgruppe gemeinsam mit dem MSB SPARTAKUS eine Veranstaltung zur „revolutionären Strategie der Kommunisten“ angekündigt. Sie propagierten dies als eine öffentliche Auseinandersetzung mit der Politik der Maoisten und forderte uns zur öffentlichen Diskussion heraus. Der DKP- Redner sollte einer ihrer „Chefideologen“ sein, das Parteivorstandsmitglied Robert Steigerwald. Die Veranstaltung fand im proppenvollen Hamburger „Audimax“ vor fast 2000 neugierigen Zuschauern statt.

Was wusste ich, wussten wir Hamburger Maoisten damals über Robert Steigerwald? Einige von kannten seinen „Brief an einen Genossen Studenten“, in welchem er geduldig einem ultra-linken studentischen Kritiker (dem späteren KBW-Chef Joscha Schmierer, später Abteilungschef im Außenministerium unter dem Ex-Sponti J. Fischer) die Strategie der DKP erläuterte. Man nahm es vielleicht sogar zur Kenntnis, aber richtig lesen? Vielleicht ein paar Seiten. Und dann weg damit.

Aber dennoch war uns doch etwas mulmig bei dem Gedanken an eine öffentliche Debatte mit einem „DKP-Chefideologen“ „Der Steigerwald kennt den ganzen Marx auswendig“ – so hieß es unter uns. Und so gab es eine Vorbereitungsgruppe zu der geplanten Steigerwald – Veranstaltung. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich dazugehörte. Einer unserer Hauptredner war der Genosse Lutz Plümer, später Redaktionsmitglied der „Kommunistischen Volkszeitung“, der Zeitung des „Kommunistischen Bundes Westdeutschland –KBW.“ Lutz war belesen. Er war bissig und rhetorisch sehr geschickt, das musste man ihm lassen.

Aber gegen Robert Steigerwald sahen er und unsere anderen Wortführer dann doch „sehr alt“ aus, obwohl sie alle der jungen Nachkriegsgeneration angehörten, während Steigerwald noch zur Kriegsgeneration zählte. Er war gegen Kriegsende sogar Pilot in der Luftwaffe gewesen und nach 1945 ein führender Funktionär der SPD-Arbeiterjugendorganisation „Die Falken“. Ihm winkte damals eine glänzende Parteikarriere bei der SPD. Aus Protest gegen Kurt Schumachers Kurs der Eingliederung der SPD in eine antisowjetische Koalition mit den westlichen Siegermächten verließ er aber die SPD und schloss sich später der KPD an.

Da sprach also im Hamburger Audimax einer, der in mehrfachem Sinne „Bescheid“ wusste. Er kannte wirklich viel, viel mehr über Marx und Lenin als wir alle zusammen. Aber da sprach auch einer, der mit der wirklichen und nicht nur eingebildeten „KPD“ zu tun hatte, die wir ja nun wieder „neu aufbauen“ wollten. Und zwar gegen die real existierende KP.

Dass er fünf Jahre im Zuchthaus gesessen hatte wegen Betätigung für die 1956 verbotene KPD und dass das Zuchthaus wirklich zu seiner zweiten „Universität“ geworden war, das erfuhr ich erst viel später. Wie dem auch sei: Nicht direkt, aber mittelbar war es auch auf diese Art von sachlicher und zugleich offensiver Werbung und Streitkultur zurückzuführen, dass die Fragen und Zweifel an der Politik des KHB-ML und des SALZ, des späteren KB, bei mir aber auch anderen KHB'lern immer stärker wurden.

Steigerwald war irgendwie „mitschuldig“ daran gewesen, dass ich nach einigen Monaten als unorganisierter Marxist im Januar 1972 den Weg zum MSB SPARTAKUS und zur DKP ging *und dort im März 1972 Mitglied wurde*. Ich hatte das Glück in der zweiten Hälfte der 70er Jahre als Bildungsverantwortlicher des MSB SPARTAKUS mit ihm zusammenzuarbeiten. Er war bis zu seinem Tod (2016) ein ganz wichtiger Freund und Ratgeber für mich, als ich Ideologie- und Bildungsverantwortlicher zunächst im Bezirk Rheinland und später auf Bundesebene und auch Mitglied im Herausgeberkreis der Marxistischen Blätter, dem der

DKP nahestehenden marxistischen Theorieorgan, geworden war. Robert gehörte lange als Chefredakteur und Mitherausgeber zu den wichtigsten Vordenkern und Machern der „MBL“.

Ich weiß, dass ähnliches wie an der Uni Hamburg auch an anderen Hochschulen in dieser Zeit dank seines Einsatzes ablief. Zu dieser Zeit war sehr entscheidend, dass und wie Robert - und mit ihm auch das DKP Präsidiumsmitglied Willi Gerns – es verstanden, uns anpolitisierten Studenten vom wissenschaftlichen und revolutionären Charakter der Strategie des antimonopolistischen Kampfes, der Dialektik von demokratischen Teilzielen und sozialistischem Endziel zu überzeugen.

Zur Dialektik von objektiven Notwendigkeiten und subjektiven Prozessen

Insbesondere die Bewegung an den Hochschulen, in Teilen aber auch die Lehrlings- und Schülerbewegung jener Zeit, waren Teil eines sowohl objektiv notwendigen aber auch politisch bewusst gewollten und auch von Teilen der herrschenden Klasse und Funktionselementen als dringend notwendig angesehenen Modernisierungsschubes, der mit hemmenden Strukturen und mit tatsächlich verstaubten Lehrinhalten brechen sollte.

Hintergrund war die nach 1945 voll eingesetzte internationale Systemauseinandersetzung zwischen dem imperialistischen „Lager“ unter Führung der neuen Weltmacht USA und dem sozialistischen Block mit der über den faschistischen Aggressor siegreichen Sowjetunion an der Spitze.

Der vom damaligen britischen Ministerpräsidenten W. Churchill in Übereinstimmung mit seinem größeren transatlantischen Partner proklamierte „Kalte Krieg“ gegen die „Gefahr des internationalen Kommunismus““ (Vergl. seine Rede vom 5.3.1946 an der Universität Fulton im US-Staat Missouri) hatte dazu das Startzeichen gegeben.

Beschleunigt wurde dieser auf allen wichtigen Ebenen ausgefochtenen Krieg, der auch durchaus seine militärischen Komponenten besaß (Drohung mit Atombomben und Wasserstoffbomben Tests der USA, Korea Krieg, Suez Krise, Kriege in Algerien und Indochina sowie andere offene oder verdeckte kriegerische Interventionen zur Unterdrückung der antikolonialistischen und nationalen Befreiungsbewegungen, die pauschal der Kommunistenfreundlichkeit bezichtigt wurden.

Dieser multiple Krieg fand aber auch statt auf den Ebenen von Kultur, Bildung und Ideologie und erhielt einen enormen Schub 1956 durch den sog. „Sputnik-Schock“. Der Sowjetunion war es als erstem Land der Welt gelungen, einen Satelliten in die Erdumlaufbahn zu senden. Die Sowjetunion drohte, weltweit die technologische und militärische Nummer Eins zu werden. Die Proteste und Aktionen von Studenten, Schülern und Auszubildenden für Reformen und für überfällige Modernisierung und Demokratisierung im gesamten Bildungsbereich ließen sich damit durchaus verbinden – solange sie nicht das antisowjetische und antikommunistische Fundament der nach 1945 restaurierten Herrschaft des Monopolkapitalismus ernsthaft in Zweifel zogen.

Deswegen konnten auch linke und selbst „marxistisch“ klingenden Meinungen und Veröffentlichungen toleriert werden, solange sie nicht an diesem Fundament rüttelten. Die studentischen Aktionen konnten damals auch durchaus eine überproportionale Resonanz in den bürgerlichen Medien erreichen. Aber im Verhältnis zu den großen Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze oder den Anti-Vietnamkrieg-Aktionen, die auch von Teilen der

Gewerkschaften und der gesamten außerparlamentarischen Opposition, einschließlich der seit 1956 verbotenen KPD, unterstützt wurden, blieben sie in einem zahlenmäßig überschaubaren Rahmen. Der Terminus „Revolution der Studenten“ täuscht darüber hinweg. Ein „linker“ Antikommunismus passte ganz entschieden in dieses Konzept.

Mein persönlicher Werdegang spiegelt einen Teil dieser historischen Prozesse wider, die hinter meinem Rücken stattfanden, von denen ich damals nichts ahnte und wusste. Aber die „Dialektik der Geschichte“ lässt sich nach meinen späteren und heutigen Erfahrungen ohnehin nicht verleugnen. Und wer einmal Marx, Engels und Lenin ohne Voreingenommenheit studiert hatte, wer die Geschichte der Oktoberrevolution und des Aufbaus der Sowjetunion, die Kämpfe der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung gegen Faschismus und Krieg nicht nur gelesen, sondern auch verstanden hatte, dem blieb nicht viel anderes übrig, als unter der Vermittlung durch die aus der Illegalität herausgetretenen Kommunistinnen und Kommunisten den Weg nach links und schließlich auch den Anschluss an die Reihen der organisierten Marxisten und Kommunisten zu gehen.

Auch dann, wenn diese Wahl eine Entscheidung war, die mit Rückschlägen und Niederlagen einhergeht und einen „langen Atem“ erfordert und so viele Mitstreiter von damals andere Wege für sich gewählt haben.